

eine gedankenlos übernommene Fremdbestimmung unseres theologischen Denkens und kirchlichen Handelns ist das Buch sehr ernst zu nehmen und wohl auch notwendig.

Nur: ist wirklich so leicht festzumachen, was Gottes Wort im Gegenüber zum geschichtlichen Wandel ist? Slenczka liegt an der Gleichsetzung von Wort Gottes und Heiliger Schrift. Was das im Vollzug der Auslegung bedeutet, wird freilich schon deshalb nicht deutlich genug, weil er sein Schriftverständnis vornehmlich negativ abgrenzt und jenseits von Fundamentalismus und Kritizismus bestimmt, die sich für ihn seltsam begegnen, weil sie die Autorität der Schrift je auf ihre Art begründen wollen, statt sie vorauszusetzen. Eine Feststellung wie diese: „Der biblische Kanon ist daher ein erstes Kriterium der Schriftgemäßheit“ ist unbefriedigend, und auch das weitere Kriterium, das Christuszeugnis, hilft noch nicht entscheidend weiter. Gehört dazu das Bekenntnis, daß Jesus der Christus sei – mit allen Konsequenzen, die das im Blick auf Israel hat – daß Jesus Gottes Sohn ist (einschließlich der Aussage, daß er keinen Menschen zum Vater hatte), daß er (als Sühneopfer) am Kreuz für unsere Sünden dahingegeben wurde? Was besagen solche Glaubenssätze? Wie weit sind sie tatsächlich der Geschichtlichkeit entnommen? An welche Sprachform sind diese Aussagen gebunden, um schriftgemäß zu sein?

Slenczka setzt mit Bedacht neben den Grund der Heiligen Schrift die (immer wieder) um dieses Wort versammelte Gemeinde. Hier muß weiter gerungen werden, gerade wenn dem Grundsatz zuzustimmen ist, daß Gottes Wort die Geschichte bestimmt und nicht umgekehrt. Der „garstige breite Graben“, den die Aufklärung bewußtgemacht hat,

läßt sich zwar mit theologischer Prinzipienfestigkeit tapfer überspringen. Aber woher kommt es, daß uns so viele Zeitgenossen darin nicht zu folgen vermögen? Ist das nur Verstocktheit? Die Diskussion um Drewermann zeigt, auf welche Gradwanderung wir uns begeben, wenn wir unsere menschliche Erlebniswelt gegen das Offenbarungswort Gottes ins Spiel bringen. Das Wort „Gehorsam“, das in unserem Denken zum ungeliebten Fremdwort wird, läßt sich kaum folgenlos aus der Sprache des Glaubens streichen. Slenczka gebraucht es ohne Zögern.

Wie aber finden wir zu einer Sprache des Glaubens, die, ohne Entscheidendes wegzulassen, von unseren Zeitgenossen verstanden wird? Auch wenn Slenczka uns dafür einige Eckpfeiler in Erinnerung ruft – es ist zu befürchten, daß dieses Buch die einen nur bestätigt („Gut, daß das einmal so deutlich gesagt wird“), andere aber eher ratlos läßt, weil sie alles für so deutlich nicht halten und sich auch von Slenczka nicht eines Besseren belehrt sehen.

Thomas Küttler

*Konrad Raiser, Matthias Sens* (Hg.), Canberra 91 (Beiheft 63 zur Ökumenischen Rundschau). Verlag Otto Lembeck, Frankfurt a. M. 1991. 144 Seiten. Brosch. DM 19,80.

„Eine unabgeschlossene, eine kritische und eine streitbare Vollversammlung“ schiene es ihm gewesen zu sein, was Canberra ausgemacht habe, schreibt Heinz Joachim Held im Geleitwort – der Vorsitzende des Zentralausschusses weiß, wovon er redet. Die Beiträge, die in diesem Bändchen zusammengestellt sind, ergänzen den offiziellen Bericht „Im Zeichen des Heiligen Geistes“ gerade durch ihre Vielfalt und Farbigkeit.

Besonders die Einführungen in die Arbeit der Sektionen sind zu nennen,

teils als Vorträge (so Julio de Santa Ana, Brasilien, zum Thema „Geist der Wahrheit – mach uns frei“, Elizabeth Templeton, Schottland, zum Thema „Versöhnungsauftrag der Kirche“, Bischof Ambrosius, Finnland, zum Thema „Heiliger Geist – verwandle und heilige uns“), teils als Bibelarbeiten (von Elsa Tamez, Costa Rica und von Miroslav Heryan, Tschechoslowakei) oder auch als Erfahrungsbericht (Günter Krusche, Berlin-Brandenburg). Es bleibt haften, wie Santa Ana von Freiheit angesichts der globalen Macht des Marktes spricht, wie Templeton die Lehre von der Versöhnung als Infragestellung aller ihrer instinktiven Bündnisse und parteiischen Zugehörigkeiten – insbesondere derer, die sie für redlich hält – empfindet, wie Krusche im konziliaren Prozeß erfahren hat, daß der Geist lebendig macht.

Zum „konziliaren Prozeß“ trugen Christen und Nichtchristen Erfahrungen bei, z. B. von den unendlichen Mühen der Menschen in Nicaragua, mit der Hinterlassenschaft von Ausbeutung des Südens durch den Norden fertigzuwerden; vom Widerstand einer ökumenischen Gruppe junger Erwachsener auf den Marshallinseln gegen die Zerstörung ihrer Kultur und ihres Lebensstils, von Konfliktlösungen durch Gründung eines „Rates der Verständigung“ im Süden Indiens.

Dokumentiert sind Predigten, einige Botschaften und Ansprachen, schließlich auch die beiden Plenarveranstaltungen zur Ökumenischen Dekade „Kirchen in Solidarität mit den Frauen“ und zum Schicksal der Aborigines „Landrechte und Identität“.

Auf einer Vollversammlung kommt nicht nur Neues zu Wort – auch schon Gesagtes einander richtig zuzuordnen und so den Stand der ökumenischen Debatte festzuhalten, ist Sinn dieses

Treffens. Dazu gehört, was in diesem Beiheft dokumentiert ist.

Jürgen Schroer

## HIERARCHIE DER WAHRHEITEN

*Henk Witte*, „Alnaargelang hun band met het fundament van het christelijk geloof verschillend is“ – Wording en verwerking van de uitspraak over de ‚hierarchy‘ van waarheden van Vaticanum II. Tilburg University Press 1986, Teil I bis S. 312 (+ I–XII), Teil II Seite 313–394.

Welche Lehraussagen für ein Zusammenwachsen der Kirchen oder doch den Weg zu ihrer gegenseitigen Anerkennung von grundlegender Bedeutung sind und wer einen solchen „Kanon“ und die Rangordnung innerhalb desselben festlegt, das sind die Fragen, mit denen sich Witte, Dozent für Ekklesiologie und Vorstandsmitglied des diözesanen Pastoralzentrums des Bistums s’Hertogenbosch, in seiner Dissertation beschäftigt. Sie ist in niederländischer Sprache geschrieben und in einem 4 ½ seitigen englischen „Summary“ zusammengefaßt.

Mit großer Sorgfalt hat Witte die konziliare Entstehungsgeschichte jenes im Abschnitt 11 des Ökumenismusdekrets des II. Vatikanums in der Schlußfassung eingefügten Satzes von 20 Wörtern untersucht, der von einer Rangordnung oder „Hierarchie“ der Wahrheiten in ihrem Verhältnis zum Fundament des christlichen Glaubens spricht, an der sich römisch-katholische Theologen in vergleichenden Lehrgesprächen mit anderen Kirchen orientieren sollten (Kap I und II bis S. 100). In einem weiteren Kapitel versucht er dann anhand der übrigen Aussagen des Konzils zu klären, ob und wie die Formel vom „Funda-